

## FESTIVALBÄNDCHEN

*Christian Huck*



**Y**es, yes, yes, it's the summer festival, the truly detestable summer festival!« Für einen Stilfreund wie Edwyn Collins ist das heute so beliebte Rockmusikfestival ein offensichtlicher Gräuel. Schon 1994 beklagte der ehemalige Orange Juice-Sänger eine »Campaign for Real Rock«, die mit solchen Veranstaltungen einherging: »The rotting carcass of July / An ugly sun hung out to dry / Your gorgeous hippy dreams are dying.« Pop ging anders. Der auf distinguierte Kleidung und distanzierte Beobachtung versierte Popper konnte mit den hitzig-dreckigen Zeltplätzen von Glastonbury und Woodstock, Roskilde und Rock am Ring wenig anfangen. Das Gemeinschaftserlebnis Rockkonzert, so schien es, hatte abgedankt: »And they're wondering why we can't connect / With the ritual of the trashed guitar / One more paltry empty gesture.«

63

Konzerte waren für den modernen Musiker eher ein notwendiges Übel zur Vermarktung eines neuen Albums; die wahre Pracht entfaltete sich im Verborgenen. Popmusik war geprägt von Distanz: Die Stars waren immer anderswo, residierten wenn nicht in Neverland oder im Paisley Park, so zumindest im Geheimen und Verwunschenen. Zelebriert auf Schallplatten und in Musikvideos, rezipiert im Jugendzimmer oder der Disko, kam Popmusik gut ohne die »echte« Begegnung von Musiker und Rezipient aus. Gab es doch Konzerte, so ging man als Musiker entweder gar nicht hin (Kraftwerk), versteckte sich hinter aberwitzigen Maskeraden (Pet Shop Boys) oder machte gleich eine Fernsehsendung draus (U2 – Zoo TV). Die vermeintlich authentische Verbindung

zwischen Rocker und Publikum wurde als Hippie-Fantasie entlarvt und durch Mummenschanz und Spektakel ersetzt.

Damit Pop trotz Distanz verbinden konnte, dafür stand ein schier unendlicher Fundus an vermittelnden Zeichen bereit: Nicht nur die Töne und Geräusche der Musik sowie die Worte und Laute des Gesangs luden den Fan ein, sich einen Reim auf sich und seine/ihre Welt zu machen. Jeder Schriftzug, jedes Bandlogo, jeder Haarschnitt ermöglichte es, dem Begehren, anders zu sein, Ausdruck zu verleihen; indem man sein Schulheft vollkritzelte oder mit der »Bravo« zum Friseur ging, konnte man den Stars ein wenig näher kommen. Sichtbarste Form dieses Ausdruckswillens war die Kleidung, die Szenen verband und abgrenzte, die den Schuljungen zum coolen Typen und die Mädchen zu Sternchen machen konnte. Mit den Stars wechselte auch die Kleidung, und Mode wurde zum verbindenden und gleichzeitig differenzierenden Element. Dick Hebdtige und andere haben eine ganze Generation von Kulturwissenschaftlern gelehrt, solche und andere Zeichen zu lesen.

Was nun aber, wenn die Veröffentlichung von Musikstücken fortan in Diensten der jetzt zentral gewordenen Live-Performance steht? Wenn es keine Plattencover und keine MTV-Clips mehr gibt, die den Fans visuelle Wegweisung versprechen? Dass heute mehr Festivals denn je stattfinden und dass Songs heute am ehesten als Soundfile konsumiert werden, ist weithin bekannt. Zwar gibt es mit YouTube und anderen Anbietern mehr Outlets für Videos als zu MTV-Zeiten, und mit Facebook und Twitter sind zudem neue Orte entstanden, an denen täglich Unmengen an Bildern von Musikern gepostet werden. Dennoch ist die Verbindung zwischen Musik und Bild heute weniger fest. Die Mode der Stars wird in »Gala«, »InStyle«, TOP.de verhandelt, aber eben im Zusammenhang einer allgemeinen Celebrity-Kultur, gleichberechtigt neben Promis, Schauspielern usw. Die disparat, in Miniaturform und mit miserablen Sound rezipierten Musikvideos teilen sich die Portale mit visuellen Spektakeln aller Art. Was dies alles für die Ökonomie der Musikindustrie bedeutet, wird zur Zeit mehr als nötig diskutiert. Was die Dominanz des Events und der Aufstieg des Festivals jedoch für den Zusammenhang von Pop und Mode bedeutet, scheint bisher noch nicht richtig in den Blick geraten zu sein.

Schon der Umzug von der bunt beleuchteten Disko in den düsteren Techno-Club führte Anfang der 1990er dazu, dass die Zeit vorm Spiegel kürzer wurde. Im Club selbst ging es weniger um die Beobachtung des äußeren Erscheinungsbildes anderer Leute denn um die Selbstbeobachtung des eigenen, körperlichen Erlebens. Befeuert durch neue Technologien und Drogen, veränderte sich nicht nur das Verhalten im Club, sondern auch dessen Architektur. Die Ausweitung und Verdunklung der Tanzfläche ging einher mit der Minimierung des Zuschauerraums. In die Disco konnte man auch als Nichttänzer gehen. Cooles Rumstehen diente nicht nur dem Sehen und Gesehenwerden; es war auch durchaus im Interesse der Betreiber, da man beim Tanzen schließlich schlecht

Bier trinken kann. Nichttänzer haben es im Techno-Club hingegen schwer: Weder gibt es was zu sehen noch sehen andere einen – und Subwoofer und Ecstasy lassen einen sowieso nicht ruhig stehen.

Das heißt: Die extravagante Kleidung eines John Travolta ist im Techno-Club ebenso nutzlos wie sein aufmerksamkeitsheischender Tanzstil – und auch die aufwendigen Dekorationen und Choreografien der Hippies, Mods, Goths, Punks und all der anderen Musikjugendbewegungen verschwinden im Dunkeln der inneren Erfahrung. Die Plattencover, an denen man sich orientierte, werden durch White Labels ersetzt; das Bild des Stars verschwindet mit dem Gesang. Der Club ist nicht länger die Verlängerung der Straße, wie es die Disco vielleicht noch war. Wer den Club besucht, geht in den Untergrund. Wer in den Club geht, der will sich weniger ausdrücken, als dass sie oder er Eindrücke sammeln will. Wer in den Club geht, der will weniger seine Kleidung zeigen, als seinen Körper erleben.

Auf dem Festival gibt es wenigstens Licht und echte Musiker; man kann also etwas sehen und eben auch gesehen werden. Aber als was will man gesehen werden? Das Bekenntnis, das Festivalbesucher durch ihre Kleidung abgeben, ist ohne Verweischarakter, sondern allein Datum des Hier und Jetzt. Auf dem Festival möchte man zuallererst als jemand gesehen werden, der weiß, wie man auf ein Festival geht. Auf dem Festival, wie auch im Club, herrscht daher Funktionskleidung vor – ergänzt von ein paar hedonistisch-idiosynkratischen Extravaganzen: »You drift like a cloud through the festival crowd / In a frock coat from Savile Row.« Es geht nicht darum, auf einen abwesenden Star oder eine Szene zu verweisen, sondern das eigene Erleben zu zelebrieren: »Ich weiß, wie man drei Tage richtig feiert!«

Die wiederkehrenden Insignien des Festivalbesuchers sind schnell aufgezählt: Die »Amica« rät dazu, »feste Turnschuhe (All-Time-Festival-Favourites sind Chucks von Converse) oder Boots (jetzt am liebsten welche zum Schnüren)« bzw. »Gummistiefel ... und Regenjacke« zu tragen; auf dem Kopf gilt: »einfach ein Tuch in die Haare binden oder Strohhut aufsetzen«. »Jolie« ergänzt: »Ein stylischer Parka darf auf keinem Festival fehlen«. Und »Joy« erklärt: »Ein Festival-Outfit sollte natürlich gut aussehen, aber auch praktisch sein. Immerhin muss es während der Konzerte und auf dem Zeltplatz schon mal Hitze, Regen und Schlammschlachten mitmachen. Statt schicke Blusen und Blazer packen wir deshalb bequeme Jeans-Shorts und ein cooles Regen-Cape ein, sexy High Heels müssen bunten Gummistiefeln Platz machen und Parfum weicht dem Trockenshampoo.« Darüber hinaus herrscht die allgemeine Mode der Zeit. Bekenntnisse zu einzelnen Szenen oder gar Bands findet man nur selten. Das Band-T-Shirt hat weitgehend abgedankt – T-Shirts und die obligatorischen Jutebeutel verweisen, wenn überhaupt, auf andere Festivals.

Anders als die Trends der Szene findet nur wenig Festivalkleidung ihren Weg in die Alltagsmode – bis auf die dreckigen Stoffschuhe vielleicht, die man

allenthalben sieht. Die Welt des Musikfestivals und die Welt von Schule und Beruf bleiben karnevalistisch sauber getrennt. Während die alten Musikjugendbewegungen ihre modischen Zeichen von der Disko mit in den Alltag nahmen, bleiben Gummistiefel und Strohhut zu Hause. Nur ein Element ragt aus der Erlebniswelt Festival in den ordentlichen Alltag, nur ein kleines Stückchen Stoff wird zum modischen Statement der Festivalgeneration: das Festivalbändchen.

Im Internet ist ein wie immer ungeklärter, aber heiß geführter Disput darüber entbrannt, ob das Weitertragen der gesammelten Bändchen nach Beendigung des Festivals erlaubt ist: »Ein Sammelsurium von Festivalbändchen am Arm: Hui oder Pfui?«, heißt es dazu auf formspring. Blogger Sebastian Engler sagt »Hui!« und widmet sich auch gleich der wichtigsten Frage: »Warum trage ich meine Bändchen immer noch, obwohl das Fest schon längst vorbei ist?« Antwort: »Ich war dabei!« Das Festival wird als Ausnahmezustand erlebt und das Bändchen bezeugt die Teilhabe: »Dir ist egal, wie du aussiehst, wie du dich verhältst, was du machst und was nicht und dir ist auch egal, was alle anderen Personen über dich denken – Du lebst! Dieses Gefühl hast du nur auf einem Festival, nirgends sonst. Du trinkst an einem Festival so viel Bier, wie nie sonst auf ein Jahr verteilt. Du isst tagelang nur Ravioli und anderes Dosenfutter und die Hygiene lässt auch sehr zu wünschen übrig, verzichst Tage lang auf jeglichen Luxus und lebst in purer Wildnis. Für all diese Erlebnisse, die du mit vielen anderen teilst, steht das so umstrittene Festivalbändchen – Man kann es als ein kleines Abzeichen sehen, welches am Handgelenk noch jahrelang weiter existiert und jede Menge Geschichten mitbringt.«

68

Das Festivalbändchen, ganz ähnlich wie das Kurzzeittattoo Clubstempel, ist also Zeuge der vergangenen Anwesenheit, Index des Erlebten, Erinnerung an Präsenz. Statt sich der »Überzeugungskraft gerade des Vorübergehenden« zu bedienen, wie es Niklas Luhmanns kluge Definition der Mode empfiehlt, wird das Vorübergegangene zur Überzeugung erklärt. Statt an flüchtige Stars und Sternchen hängt man sich an das selbst Erlebte. Die Festivalbändchen sind damit ein typischer Fall von Anti-Mode, also einer Mode, die sich negativ auf die Oberflächlichkeit und Vergänglichkeit der »Mode« bezieht: »This is real!« Aber auch das Festivalbändchen verliert außerhalb des Festivalkontextes seinen Funktionsbezug und wird zum Zeichen der Zugehörigkeit, zum Differenzmerkmal und Beobachtungsattraktor – und damit zum modischen Accessoire. Und trotzdem bindet das Festivalbändchen anders als die traditionelle Mode der Popmusik an das Gewesene: Selbsterfindung und Anderswerden, Traumwelt und Zukunftsmusik, auf die die Zeichen des Pops verwiesen, bleiben dem Bändchenträger verschlossen. ◆